

Prof. Dr. Christoph Dinkel
Pfarrer

Predigt über Johannes 7,28-29
Gottesdienst am 24.12.2012, 17.30 Uhr, Christvesper
Christuskirche Stuttgart

Liebe Gemeinde!

(1) An Weihnachten soll es keinen Streit geben. Denn Weihnachten ist das Fest der Liebe und der Harmonie. An Weihnachten soll Friede herrschen, sollen die Waffen schweigen. Wenigstens an Weihnachten sollen die Konflikte und Auseinandersetzungen ruhen. – Und dann wird uns als Predigttext für den Heiligabend just ein Streitgespräch Jesu als Predigttext vorgesetzt. Wie passend! Aus ist es mit der weihnachtlichen Harmonie. Jesus lehrt anlässlich eines Wallfahrtfestes im Tempel in Jerusalem und gerät dabei in Konflikt mit dem Volk. Er selbst sieht sich als Gesandten Gottes. Die anderen bestreiten das. Ihr Argument lautet: Der Messias Gottes muss ein bis dahin Unbekannter sein, er muss aus dem Geschlecht Davids stammen und in Bethlehem geboren sein. Das alles trifft auf Jesus erkennbar nicht zu, weil der gut bekannt ist und aus Nazareth in Galiläa stammt. (Johannes 7,27+41f).

Der geneigte Kenner der Weihnachtsgeschichte wird hier stutzen. Kommt da von Jesus kein Widerspruch? Lukas und Matthäus berichten doch übereinstimmend von Jesu Geburt in Bethlehem. Darauf könnte Jesus seine Gegner doch hinweisen. Aber nein, es kommt kein Widerspruch: Wie der Apostel Paulus geht das Johannesevangelium nicht davon aus, dass Jesus in Bethlehem geboren wurde. Entweder kennt der Evangelist diese Tradition nicht oder, was wahrscheinlicher ist, er hält nicht viel von ihr. An Äußerlichkeiten wie dem Geburtsort lässt sich aus Sicht des Evangelisten Johannes nicht die Messianität Jesu aufweisen. Um zu erkennen, dass Jesus der Gesandte Gottes ist, braucht es für Johannes weder eine Jungfrauengeburt, noch einen Stammbaum bis auf David zurück, noch braucht es Bethlehem als Geburtsort. All das dürfte der Evangelist für Folklore gehalten haben. Geradezu provokativ distanziert sich Johannes von den Bemühungen der anderen Evangelien, Jesu Messianität an Äußerlichkeiten festmachen zu wollen. Der Gesandte Gottes muss auf andere Weise erkannt werden. (Vgl. Christian Dietzfelbinger, Das Evangelium nach Johannes, 2Bde., Zürich 2001)

(2) An Weihnachten soll es keinen Streit geben. Doch der Evangelist Johannes will keinen vorschnellen Frieden. Sein Jesus ist ein durchaus polemischer Redner, der offen die Konfrontation mit seinen Gegnern sucht. Am Ende des Gesprächs, aus dem unser Abschnitt stammt, wollen die Gegner Jesus ergreifen und festnehmen, so sehr fühlen sie sich provoziert. Doch dieses Mal entkommt ihnen Jesus. Noch ist die Faszination durch den Redner stärker als die Wut. Das ganze Evangelium hindurch ziehen sich diese Wellen von Faszination und Wut, von Anziehung und Abstoßung, von Verstehen und Missverstehen, von Einstimmen und Ablehnen. Schon im großen Hymnus am Beginn des Evangeliums wird dieses Grundmotiv angekündigt: Er ist das Licht, das in der Finsternis scheint – doch die Finsternis hat´s nicht ergriffen. Die Welt ist durch ihn gemacht – aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum – und die Seinen nahmen ihn nicht auf. (Vgl. Johannes 1,5-11.) Aus der Sicht des Evangelisten Johannes ist die Menschwerdung Gottes nicht der Beginn des Weihnachtsfriedens, sondern vielmehr der Anfang des großen Streites. Na dann: Fröhliche Weihnachten!

Doch auch Lukas und Matthäus, die beiden eigentlichen Weihnachtsevangelisten, sehen das Weihnachtsgeschehen keinesfalls als konfliktfrei an. Auch wenn ihre Berichte aus Sicht des Johannes zu folkloristisch sind, verschleiern sie den Streit, der mit Jesu Geburt anbricht, keinesfalls. Die Ablehnung des Gottesgesandten ist vielmehr mit Händen zu greifen: Die schikanöse Volkszählung des Augustus zwingt die schwangere Maria zu einer unmöglichen Reise. Nicht zu Hause in Nazareth, sondern im fremden Bethlehem kommt das Kind zur Welt. Als Bett steht für den Säugling nur die Futterkrippe zur Verfügung. Allein Engel und Hirten nehmen von der Geburt des Gotteskindes Notiz. Noch krasser wird der Konflikt bei Matthäus gezeichnet: Allein weise Magier aus dem Osten erkennen den messianischen Zauberstern am Himmel. Sie bringen Geschenke, während der davidische König Herodes den Tod nach Bethlehem bringt. In letzter Minute gelingt der jungen Familie die Flucht vor den Schergen des blutrünstigen Regenten. Auch bei Lukas und Matthäus herrscht bei der Geburt Jesu keinesfalls Weihnachtsfrieden. Ihre Legenden sind vielmehr Miniaturen des Lebens und Leidens Jesu, das grausame Ende am Kreuz ist von Anfang an mit im Blick.

(3) Da rief Jesus, der im Tempel lehrte: Ihr kennt mich und wisst, woher ich bin. Aber nicht von mir selbst aus bin ich gekommen, sondern es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, den ihr nicht kennt. Ich aber kenne ihn; denn ich bin von ihm, und er hat mich gesandt.

Dem Evangelisten Johannes geht es um Gotteserkenntnis. Den ganz und gar irdischen Mensch Jesus von Nazareth versteht er als Gesandten Gottes, der Gottes Willen und Gottes Wesen offenbart. Der sterbliche Mensch Jesus ist das Medium, in dem der ewige Christus Gottes Gestalt annimmt. Wer diesen Gesandten Gottes richtig wahrnimmt und versteht, der versteht Gott und erkennt so den Grund der Welt. Jesus von Nazareth ist ein Bote aus der Welt Gottes. Sein Auftrag ist es, den Menschen Gottes Gnade und Wahrheit zu verkünden, wie es im Prolog des Evangeliums heißt. Und genau an dieser Botschaft entzündet sich der Streit. Es ist ein Streit um Gott. Auf der einen Seite steht der Gott, den Jesus in seinem Leben verkörpert, der Gott der Gnade und Wahrheit, der Gott des Rechts, des Friedens und der Liebe, der sich den Schwachen zuwendet und sie aufrichtet. Auf der anderen Seite steht der Gott der Gewalt und des Chaos, der Gott des Unrechts und des Unfriedens. Er streitet den Schwachen das Lebensrecht ab. Für seinen Erfolg ist ihm jedes Mittel recht.

In der Weihnachtsgeschichte lassen sich die beiden Götter gut unterscheiden: Der Gott der Gewalt und des Unfriedens setzt sich in Szene durch die römische Besatzungsmacht und den grausamen König Herodes. Seine Insignien sind die Heimatlosigkeit der Menschen, der Kindermord und das Flüchtlingsschicksal der jungen Familie. Der Gott der Gnade und Wahrheit hingegen macht als Begleiter und Beschützer der Heimatlosen auf sich aufmerksam. Er zeigt sich als Engel den Hirten und als Stern den östlichen Magiern. Er sorgt für den Schutz des Neugeborenen und verhilft seinen Eltern zur Flucht. Der Gott der Gnade und Wahrheit erscheint als behütende Macht inmitten einer Welt rücksichtsloser Selbstdurchsetzung.

(4) In einer ihrer Christuslegenden schildert die schwedische Schriftstellerin Selma Lagerlöf, wie ein mürrischer, sich rücksichtslos durchsetzender Mensch von der behütenden Macht Gottes verwandelt wird. Die Legende heißt „Die Heilige Nacht“, einige werden sie kennen. Die Legende wurde 1904 veröffentlicht. 1909 erhielt Lagerlöf als erste Frau den Literaturnobelpreis:

Es war ein Weihnachtstag, an dem alle, außer Großmutter und mir, zur Kirche gefahren waren. Ich glaube, dass wir im ganzen Hause allein waren. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und wir waren beide ganz traurig darüber, dass wir nicht zur Frühmette fahren und die

Weihnachtskerzen nicht sehen konnten. Als wir aber so in unserer Einsamkeit dasaßen, begann Großmutter zu erzählen:

»Es war einmal ein Mann, der in die dunkle Nacht hinausging, um sich etwas Feuersglut zu holen. Er ging von Hütte zu Hütte und klopfte an jede Tür, ›Helft mir, Ihr lieben Leute!‹ sagte er. ›Mein Weib ist eben eines Kindleins genesen, und ich muss Feuer anzünden, um sie und das Kindlein zu erwärmen.‹

Aber es war tiefe Nacht, so dass alle Menschen fest schliefen. Niemand antwortete ihm.

Der Mann ging immer weiter. Schließlich gewahrte er in weiter Ferne einen hellen Feuerschein. Er wanderte in dieser Richtung fort und sah, dass das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weißer Schafe lagerte schlafend ringsumher, und ein alter Hirt saß daneben und bewachte die Herde.

Als der Mann, der das Feuer holen wollte, die Schafe erreicht hatte, sah er, dass drei große Hunde schlafend zu des Hirten Füßen lagen. Bei seinem Kommen erwachten sie alle drei und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, man vernahm jedoch keinen Laut. Der Mann sah, dass sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, dass ihre spitzen Zähne im Feuerschein weißleuchtend aufblitzten, und er sah auch, dass sie auf ihn zustürzten. Er fühlte, dass einer ihn ins Bein biss, der zweite nach seiner Hand schnappte und der dritte ihm an die Kehle sprang. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde ihn beißen wollten, gehorchten nicht, und der Mann erlitt nicht den geringsten Schaden.

Nun wollte er vorwärts gehen, um zu holen, was er brauchte. Aber die Schafe lagen Rücken an Rücken so dicht gedrängt, dass er nicht vorwärts kam. Und der Mann schritt über die Rücken der Tiere zum Feuer hin. Aber keines erwachte oder bewegte sich.«

Bis dahin hatte Großmutter ungestört erzählen können, länger jedoch vermochte ich nicht an mich zu halten, ohne sie zu unterbrechen. »Weshalb taten sie es nicht, Großmutter?« fragte ich. »Das wirst Du bald erfahren,« sagte Großmutter und erzählte weiter.

»Als der Mann schon beim Feuer angelangt war, blickte der Hirt auf. Er war ein alter, heftiger Mann, unfreundlich und hart gegen alle Menschen. Als er nun einen Fremden nahen sah, griff er nach einem langen, spitzen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde weiden ließ, und schleuderte ihn nach dem Manne. Der Stab flog sausend gerade auf ihn zu, aber ehe er ihn treffen konnte, wich er zur Seite und flog an ihm vorbei ins Feld hinaus.«

Als Großmutter so weit gekommen war, unterbrach ich sie nochmals. »Großmutter, warum wollte der Stecken den Mann nicht treffen?« Aber Großmutter kümmerte sich um meine Frage gar nicht, sondern fuhr in ihrer Erzählung fort.

»Nun kam der Mann auf den Hirten zu und sprach zu ihm: ›Lieber, hilf mir und lass mich etwas von Deiner Feuersglut nehmen! Mein Weib ist eben eines Kindleins genesen, und ich muss Feuer anzünden, um sie und das Kindlein zu erwärmen.«

Der Hirt hätte es ihm am liebsten abgeschlagen, aber er dachte daran, dass seine Hunde diesem Manne keinen Schaden hatten zufügen können, dass die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren, und dass sein Stab ihn nicht hatte hinstrecken wollen. Da wurde ihm etwas bänglich zumute, und er wagte nicht, ihm die Bitte abzuschlagen. ›Nimm so viel Du brauchst!‹ sagte er zu dem Manne.

Das Feuer war jedoch fast gänzlich niedergebrannt. Weder Holzscheite noch Zweige waren vorhanden, nur ein großer Gluthaufen lag da, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, um darin die rotglühenden Kohlen heimzutragen. Als der Hirt dies sah, sprach er abermals: ›Nimm so viel Du brauchst!‹ Und er freute sich, dass der Mann nicht imstande sein würde, die Glut mitzunehmen. Aber der Mann beugte sich nieder, las mit bloßen Händen die glühenden Kohlen aus der Asche und wickelte sie in seinen Mantel. Und die Kohlen versengten ihm weder Hände noch Mantel, und der Mann trug sie davon, als wären es Äpfel und Nüsse.«

Aber hier unterbrach ich die Märchenerzählerin zum dritten Mal. »Großmutter, warum wollten die Kohlen den Mann nicht verbrennen?«

»Das wirst Du noch erfahren,« sagte Großmutter und erzählte weiter.

»Als jener Hirt, der ein so böser und heftiger Mensch war, all dies sah, fragte er sich selber verwundert: ›Was kann das für eine Nacht sein, da die Hunde nicht beißen, die Schafe sich nicht fürchten, der Speer nicht tötet und das Feuer nicht versengt?‹ Er rief den Fremden zurück und sprach zu ihm: ›Was ist das für eine Nacht? Und wie kommt es, dass alle Dinge Dir Barmherzigkeit zeigen?‹

Da sprach der Mann: ›Das kann ich Dir nicht sagen, wenn Du es nicht selber erkennst.‹ Und wollte seines Weges gehen, um bald ein Feuer anzuzünden und sein Weib und Kind erwärmen zu können.

Der Hirt aber dachte, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, ehe er erführe, was all dies zu bedeuten habe. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde hauste.

Da sah der Hirt, dass der Mann nicht einmal eine Hütte besaß, um darin zu wohnen, sondern sein Weib und Kind lagen in einer Felsenhöhle, die nur nackte, kalte Steinwände hatte. Und der Hirt dachte, dass das arme unschuldige Kind vielleicht in dieser Höhle erfrieren und sterben würde, und obwohl er ein hartherziger Mann war, rührte ihn dieses Elend, und er sann nach, wie er dem Kinde helfen könnte. Er löste seinen Ranzen von der Schulter und nahm daraus ein wei-

ches, weißes Schaffell, gab es dem fremden Manne und sagte, er solle das Kindlein darauf betten.

Aber sobald er gezeigt hatte, dass auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er zuvor nicht wahrgenommen hatte, und hörte, was zuvor seinen Ohren verschlossen war:

Er sah, dass er inmitten einer dichten Schar kleiner, silberbeschwingter Engel stand, die einen Kreis um ihn bildeten. Und jedes Englein hielt ein Saitenspiel, und alle sangen mit jubelnder Stimme, dass in dieser Nacht der Heiland geboren sei, der die ganze Welt von ihren Sünden erlösen würde.

Da verstand er, weshalb sogar alle leblosen Dinge in dieser Nacht so froh waren, dass sie niemandem etwas zuleide tun mochten.

(Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, überall gewahrte er sie. Sie saßen in der Felsenhöhle, und sie saßen draußen auf den Bergen, auch unter dem Himmel flogen sie hin und her. Sie kamen in großen Scharen auf den Wegen dahergewandelt, und wenn sie vorbeisritten, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kindlein in der Höhle.)

Jubel und Freude, Sang und Spiel waren allüberall, und der Hirt sah es in der dunkeln Nacht, in der er sonst nichts hatte wahrnehmen können. Voll Freude, dass seine Augen geöffnet waren, sank er auf die Knie und lobte Gott.«

Und als Großmutter so weit gekommen war, seufzte sie und sprach: »Aber was der Hirt sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel einher, wenn wir sie nur zu erkennen vermögen.«

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Scheitel und sprach: »Dessen sollst Du eingedenk sein, denn es ist so wahr, wie ich Dich sehe und Du mich siehst. Nicht auf Kerzen und Lampen kommt es an, noch auf Sonne und Mond, sondern was nottut, ist einzig und allein, dass wir die rechten Augen haben, Gottes Herrlichkeit zu sehen.«

Selma Lagerlöf, Christuslegenden, Die Heilige Nacht, nach
<http://gutenberg.spiegel.de/buch/114/1>

Von der behütenden Macht Gottes erzählt die Legende Lagerlöfs. Gottes behütende Macht überwindet die Macht rücksichtsloser Selbstdurchsetzung – das ist die Botschaft Jesu, das ist die Botschaft von Weihnachten. Gottes Liebe verwandelt die Welt. Das geht nicht ohne Konflikte ab, das geht nicht ohne Streit. Aber am Ende ist der Gott der Liebe stärker. Der mürrische Mann in der Legen-

de lernt selbst Barmherzigkeit zu zeigen. Und in dem Augenblick sieht er in der finsternen Nacht das Licht der göttlichen Engel.

Und das wünsche ich auch Euch für diese Heilige Nacht,

- dass Gottes Barmherzigkeit Dich berührt und alles Mürrische abfällt,
- dass Du in Jesus den Gott der Gnade und Wahrheit erkennst und Du selbst Barmherzigkeit zeigen kannst,
- dass Du die Engel Gottes siehst und Gottes Weihnachtsfriede bei Dir einzieht. –

Amen.